







Juan Gómez Bárcena

AUCH DIE TOTEN

»(...) auch die Toten werden
vor dem Feind, wenn er siegt,
nicht sicher sein.«

WALTER BENJAMIN

Aus dem Spanischen
von Matthias Strobel





JUAN
GÓMEZ
BÁRCENA

AUCH
DIE
TOTEN

This publication was supported by a grant
from Acción Cultural Española (AC/E).

AC/E
ACCIÓN CULTURAL
ESPAÑOLA

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Ni siquiera los muertos*.
© 2020 Editorial Sexto Piso, Madrid

Erste Auflage
© 2022 by Secession Verlag Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Matthias Strobel
Lektorat: Barbara Wahlster

www.secession-verlag.com

Umschlagentwurf: Eva Mutter, Barcelona
Umschlag gesetzt aus CapitalisTypOasis
Satz: Eva Mutter, Barcelona
Inhalt gesetzt aus Arapey
Herstellung: Daniel Klotz, Berlin
Druck und buchbinderische Verarbeitung:
Friedrich Pustet, Regensburg
Papier Innenteil: 90 g/m² Werkdruck
Papier Vor- und Nachsatz: 115 g/m² Surbalin glatt
Papier Überzug: 115 g/m² Surbalin Seda
Printed in Germany
ISBN 978-3-96639-058-3

Für Marta Jiménez Serrano,
die innerhalb und außerhalb dieses Romans
an meiner Seite ist.



Der Messias kommt ja nicht nur als der Erlöser; er kommt als Überwinder des Antichrist. Nur *dem* Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.

WALTER BENJAMIN

Die Welt ist ein brutaler, erbarmungsloser Ort. Wir glauben, wie wären zivilisiert, aber in Wirklichkeit ist die Welt grausam, und die Menschen sind herzlos; sie zeigen dir ein freundliches Gesicht, aber tatsächlich wollen sie dich fertigmachen. Man muss sich verteidigen können. Die Menschen sind böse und widerlich, sie versuchen einem zu schaden, einfach so, zum Zeitvertreib. Löwen im Dschungel töten nur, wenn sie hungrig sind, doch wir Menschen töten zum Vergnügen. Selbst Freunde wollen einen vernichten: Sie wollen deinen Job, dein Haus, dein Geld, deine Frau, ja sogar deinen Hund. Und das sind deine Freunde, deine Feinde sind noch schlimmer!

DONALD TRUMP



*Nica-n mihtoa in tlahtlaquetzalli in que-nin Juan quihua-ltoca in
Juan, one-huah ina-
huac in Puebla thua-
n o-mpa huih Tlacetilt-lli
Tlahtohca-yo-tl Ixachitla-n, ce nehnemiliztli in mani cenxontli ipan
ye-po-hualli on caxto-lli ome-yi netlalo-lli caxtilte-catl thua-
n zan cuecue-
l achl-c.*

Hier wird die Geschichte erzählt, wie Juan Juan verfolgt, von der Gegend um Puebla bis in die Vereinigten Staaten von Amerika, eine Reise, die sich über vierhundertfünfundsiebzig spanische Meilen und einige Jahre erstreckt.



I

*Der Beste unter den Schlimmsten – Eine Schenke um Mitternacht
Was der Vizekönig wollen würde, würde der Vizekönig denn etwas
wollen – Hundeleben – Eine gewisse Vorstellung von Zuhause
Die Stille eines Hahns – Ein Kopf in den Tiefen eines Sacks
Strohmann-Argument – Erster letzter Blick*

Als Erster wird Capitán Diego de Villegas vorgeschlagen, der nachweislich über Erfahrung in solch heiklen Dingen verfügt, doch Capitán Villegas ist tot. Dann erwähnt jemand einen gewissen Suárez, gebürtig in Plasencia, von dem bekannt ist, dass er ohne Beanstandung an über fünfzehn Expeditionen teilgenommen hat, doch wie sich herausstellt, ist auch Suárez tot. Nicolás de Obregón übergeht man, denn der wurde bekanntlich von Pfeilen der Purépecha durchbohrt, ebenso Antonio de Oña, der sich nach unzähligen Gräueltaten an den heidnischen Indios zum Priester weihen ließ, um fortan heidnische Indios zu beschützen. Kurz flammt etwas Begeisterung auf bei dem Namen Pedro Gómez de Carandía, aber jemand erinnert daran, dass de Carandía im vergangenen Jahr doch noch eine Encomienda erhalten und hernach das Schwert gegen die Peitsche getauscht hat. Pablo de Herrera wurde auf Befehl des Gouverneurs in Haft gesetzt, weil er den Zehnten entweder nie oder doppelt eingetrieben hat; Luis Velasco ist verrückt geworden ob seines Traums vom Gold der Sieben Städte; Domingo de Cóbreces sind die Indios ausgegangen, die er hätte töten können und seither widmet er sich wieder seinem eigentlichen Beruf, dem des

Schweinezüchters. Alonso Bernardo de Quirós hat alles versucht, um auf den Schlachtfeldern von Nueva Galicia, Gran Chichimeca und Florida die Gunst des Vizekönigs zu gewinnen, und wurde schließlich erhängt bei sich zu Hause aufgefunden, die Hand um einen letzten Brief an den Vizekönig geballt. An Fähigkeit und Einsatzwille Diego Ruilobas bestand nie ein Zweifel, sehr wohl aber an der Festigkeit seines Glaubens, was Grund genug war, um ihm in dieser heiklen Situation das Waffenkommando lieber zu verwehren. Auf der Suche nach dem Richtigen, müssen sie sich weiter durch den Pergamentstapel kämpfen, durch alle menschlichen Schwächen bis ganz nach unten, und dann übergehen von Hauptmännern und Feldwebeln der Kavallerie zu einfachen Söldnern. Dieser Weg ist gepflastert mit Männern, die zu alt sind, Männern, die nach Kastilien heimgekehrt sind, Männern, die verstümmelt sind, Männern, die zu Aufständischen geworden sind, Männern, die von der Inquisition überprüft werden, Männern, die von der Syphilis entstellt sind, Männern die tot sind. Bis plötzlich, vielleicht, um nicht noch weitere Aktenbündel entstauben zu müssen, einem der Gerichtsschreiber der Gedanke kommt, einen gewissen Juan de Toñanes ins Spiel zu bringen, einen ehemaligen Soldaten Seiner Majestät des Königs, ehemaligen Goldsucher, ehemaligen fast alles, den er nie persönlich getroffen hat, von dem aber erzählt wird, er schlage dem Elend ein Schnippchen, indem er flüchtige Indios der Encomiendas von Puebla jage. Ein einfacher Mann, der des Unternehmens, um das es geht, eigentlich nicht würdig ist, ein Mann andererseits, von dem es heißt, er sei pflichtbewusst und ein guter Christ und verfüge über die Gabe, zuverlässig jeden Indio herbeizuschaffen, den man ihm nenne, in Fußfesseln und in einem Stück. Ich müsste mich schon sehr täuschen, fuhr der Gerichtsschreiber fort, wenn diese seine Arbeit nicht passte wie

die Faust aufs Auge, um ein Unternehmen anzugehen, für das Eure Exzellenzen einen Urheber suchen; eine Mission, die, bei allen auf der Hand liegenden Unterschieden, darin besteht, einen bestimmten Indio aufzustöbern und ihn herbeizubringen, ob tot oder lebendig. Der Gerichtsschreiber verstummt, und der Vizekönig, der ungeduldig geworden ist wie alle anderen, befiehlt ihm, seine Papiere nach Hinweisen auf jenen Juan Toñanes durchzugehen. Zum Vorschein kommt allerdings nur eine verstaubte Akte geringen Umfangs, der zu entnehmen ist, dass jener Juan Toñanes in seiner Zeit als Soldat weder der Beste noch der Schlechteste seiner Zunft gewesen ist, dass er in vielen Scharmützeln mehrfach verwundet wurde, ohne sich als sonderlich feige oder sonderlich mutig erwiesen zu haben, dass er jahrelang Briefe an den Vizekönig schrieb, in denen er — erfolglos — um das Gewähren einer Encomienda bat; dass er dann — nachdem er nur höfliche Absagen geerntet hat — um das Amt eines Sargento auf der Expedition von Coronado nach Quivira ersuchte, dass er schließlich — ohne je eine Antwort zu erhalten — um einen Posten in Kastilien bat, der seinen Verdiensten bei weitem nicht entsprach. Ein offenbar gewöhnlicher Mensch, aber auf eine wenig übliche Art gewöhnlich, der es in all den Jahren irgendwie geschafft hat, nicht zum Ketzer zu werden, sich nicht zu duellieren, sich nicht in Streitigkeiten oder Skandale verwickeln zu lassen, weder Gott noch seine Majestät noch den König zu beleidigen, nicht den Ruf von Jungfrauen zu schänden, nicht Strafe und Unglimpf auf sich zu ziehen. Und noch bevor die Auflistung seiner Verdienste in Gänze vorgetragen ist, hat sich der Vizekönig bereits entschlossen, die Suche einzustellen und diesen Juan Toñanes herbeirufen zu lassen, von dem keine besonderen Fähigkeiten oder Talente bekannt sind, von dem aber wie von allen spanischen Soldaten zu erwarten ist, dass er über

eine gewisse Erfahrung im Umgang mit dem Schwert und eine gewisse Lust auf Abenteuer verfügt.

Das Pochen des Türklopfers weckt den Hund, und das Bellen des Hundes weckt die Frau, die am Herdfeuer schläft. In einer Ecke der Schenke verweilen vier weitere vom Alkohol umnebelte Männer. Schweigend spielen sie Karten im Licht einer Kerze, lassen sich nicht stören vom Türklopfen und dem Prasseln des Regens auf das Dach und den fünf undichten Stellen, durch die es in regelmäßigen Abständen in die Blechkessel plätschert. Einer der Kessel läuft bereits über, und es hat sich eine Lache gebildet, die der irdene Boden nicht zu absorbieren vermag. Der Kessel hätte schon vor Stunden gelehrt werden müssen. Vielleicht denkt die Frau jetzt daran, während sie die Kerzen des Leuchters entzündet und zur Tür geht.

Draußen im Eingangsflur stehen zwei mit Capes und Hüten verummte Männer. Kaum hat die Frau die Riegel gelöst, stapfen sie auch schon über die Schwelle mit ihren durchgeweichten Stiefeln. Der eine flucht vor sich hin, wobei nicht klar ist, ob er das Gewitter meint oder den Umstand, dass die Nacht sie in diesem abgelegenen Winkel der Welt überrascht hat, oder die dunkelhäutige Frau, die ihnen hilft, sich aus ihrer feuchten Kleidung zu schälen. Die Capes wirken durch das Wasser wie gewachst, und als die Männer die Hüte abnehmen, spritzen Regenreste auf den Boden. Erst da, als sie die Hüte und Umhänge aufhängen, hat die Frau Gelegenheit, die Männer im Licht des Kerzenleuchters genauer zu betrachten. Sie sieht ihre Augen, die weiße Haut und den rötlichen Bart, sie sieht ihre teuren Hemden, die fein gearbeiteten Riemen aus edlem Leder und vor allem ihre schneeweißen Hände, ihre

sauberen und sicherlich weichen Hände, Hände wie geschaffen, um über Pergament oder über Seide zu streifen, aber sicherlich nicht für die harte Arbeit auf dem Feld. Die Fremden erwidern den Blick nicht, nehmen die Frau nicht einmal wahr, oder wenn sie es tun, dann beachten sie sie nicht, so wie sie auch den neugierigen Hund nicht beachten, der herbeigelaufen ist, um an ihren Reithosen und Lederstiefeln zu schnuppern.

Am anderen Ende der Schenke heben die vier Spieler den Blick von ihren Karten und Pulqueschalen. Die Haut der Ankömmlinge ist von einem solch strahlenden Weiß, dass auch sie vor Überraschung kurz hinsehen. Zweifellos sind diese beiden Männer Spanier, vielleicht von Hofe, womöglich sogar Gerichtsschreiber oder Beamte des Vizekönigs, jedenfalls geben sie sich, befreit von Hut und Cape, gelassen und selbstbewusst.

Sie wählen einen Tisch, den vielleicht saubersten Tisch der Schenke, und die Frau eilt herbei, um ihn mit einem feuchten Lappen abzuwischen. Dabei zählt sie auf, welche Gerichte sie Ihro Gnaden kredenzen könne. Das hausgemachte Brot, das Ihre Exzellenzen unbedingt kosten müssten. Die beiden gut gelüfteten Zimmer, in denen Ihre Hochwohlgeborenen nächtigen könnten. So nennt sie sie wahlweise, Ihro Gnaden, Ihre Hochwohlgeborenen, Ihre Exzellenzen, in der Hoffnung, dass eine dieser Anreden dem Rang dieser Fremden gerecht wird. Doch die Fremden wollen weder Kost noch Logis. Nur Getränke. Nur zwei Gläser Wein. Die Frau stottert, als sie gestehen muss, dass zu ihrem großen Bedauern der Wein alle sei. Sie bestellen Schnaps, aber der Schnaps ist auch alle. Einer der hohen Herren dreht sich um und zeigt auf die Kartenspieler:

»Was trinken die da?«

»Pulque, Euer Exzellenz ... In dieser einfachen Schenke

servieren wir nur Pulque, Euer Hochwohlgeboren ... Ein Getränk, das Eures feinen Gaumens nicht würdig ist.«

»Dann eben Pulque«, sagt der andere Fremde.

Während die Fremden warten, nehmen sie alles um sie herum schweigend in Augenschein. Sie mustern die Frau, zweifellos eine Indio, die sich jetzt in den Schankraum zurückzieht, um den Pulque in Krüge zu füllen. Sie mustern die Kartenspieler, die am Nachbartisch sitzen, unübersehbar ebenfalls Indios. Sie betrachten deren schrundige, schmutzigen Hände, die dunkle Haut, die zerschlissene Kleidung, bis besagte Indios diesen Blick nicht länger aushalten und sich eingeschüchtert wieder ihrem Spiel zuwenden. Sie scheinen sich nicht mehr zu erinnern, wer die letzte Ansage gemacht hat, und die Fremden scheinen sich an ihrer Verwirrung zu ergötzen. Dann werfen sie einen Blick auf die wahllos über den Boden verteilten Kessel, auf das Herdfeuer, das notdürftig geflickte Dach, von dem, ordentlich aufgereiht, Chilischoten hängen, dazu zwei noch nicht gerupfte und ziemlich verdreckte Truthühner, auf ein in der Mitte durchgesägtes Fass, das als Stuhl dient, und eine ausgehängte Tür, die als Tisch dient. Darauf stehen schmutzige Krüge, und an der Wand gegenüber hängt ein einfaches Holzkreuz, und zwar so – ob aus Überzeugung oder Angst –, wie Juden Schinken in die Schaufenster ihrer Läden hängen. An manchen Stellen ist der Boden mit weißen Kieselsteinen ausgelegt, doch je weiter man in den Raum hineingeht, desto weniger Kieselsteine sind es, und irgendwann ist da bloß noch gestampfte Erde, als hätte sich jemand bemüht, die Schenke hübsch herzurichten, bevor ihm das Gold ausgegangen oder die Hoffnung abhandengekommen ist. Auf seinem Lager stößt der Hund Schmerzensseufzer aus im Schlaf, der offensichtlich nicht ganz frei von Albträumen ist.

Die Frau kommt zurück mit zwei Krügen Pulque und einem Teller mit Maisfladen, die niemand bestellt hat. Am Rand des einen Kruges ist deutlich der weißliche Abdruck von Lippen zu erkennen. Die Männer starren den Fleck an, als wollten sie ihn wegwischen.

Bevor die Frau wieder geht, setzt sie zu einer komplizierten Verbeugung an, aber einer der Fremden packt sie am Handgelenk. Es ist nichts Gewalttätiges an diesem Griff, aber es liegt eine unduldsame Autorität darin, also fügt sich die Frau.

»Wir suchen einen Mann«, sagt er, und die Frau schickt sich an, ihnen zuzuhören.

Sie suchen den Besitzer der Schenke, und der Besitzer der Schenke erscheint schließlich am Fuß der Treppe, die hinauf zu den Zimmern führt. Als die Fremden ihn sehen, rühren sie sich nicht. Sie erheben sich nicht, um ihn zu begrüßen. Sie reichen ihm nicht die Hand. Sie tun nichts, sagen nichts. Sie bleiben auf ihren Stühlen sitzen, und aus dieser Distanz taxieren sie den Mann, der zögernd auf sie zukommt, knapp an den Lachen vorbei, in die der Regen tropft. Er muss um die vierzig, fünfundvierzig sein und hat noch alle Zähne im Mund. Seine Haare und sein Bart sind zerzaust. Seine Augen weinrot. Das Hemd ist falsch zugeknöpft. Vielleicht ist er gerade aufgestanden, aus dem Bett gejagt worden von der Frau; ein Mann in einem Alter, in dem man lieber früh ins Bett geht. Vielleicht ist er aber auch nur betrunken. Zweiteres wäre ihnen lieber, denn Alkohol verträgt sich gut mit schwierigen Unterfangen. Zumindest mit einer bestimmten Art von Unterfangen und einer bestimmten Art von Männern.

Eng an den Tisch gerückt, steht ein leerer Stuhl. Einer der Fremden zeigt wortlos darauf. Er zeigt darauf mit derselben

respektgebietenden Hand, mit der er die Frau gepackt hat, und mit dieser Hand zieht er den gerade Eingetroffenen nun zu dem Sitz, ohne ihn überhaupt anfassen zu müssen.

»Ihr seid Juan de Toñanes«, sagt er in einem Ton, der zu seiner Geste passt.

Es klingt nicht wie eine Frage, sondern wie eine Feststellung, und der Mann lässt sich Zeit, bevor er antwortet. Viele Gedanken gehen ihm durch den Kopf. Er betrachtet die unberührten Tortillas und die bis zum Rand gefüllten Pulquekrüge und die zwei Unbekannten, die sich nicht dazu herabgelassen haben, auch nur einen Schluck zu trinken oder einen Bissen zu sich zu nehmen. Der Mann, der gesprochen hat, sieht ihm in die Augen, als hoffte er, darin die Antwort zu finden. Der andere Mann macht sich nicht einmal die Mühe, den Blick zu heben. Er hat aus seinem Gürtel einen winzigen Dolch gezogen, ein Messerchen mit goldenem Griff, das nicht zum Kämpfen gefertigt wurde, sondern um Siegel aufzubrechen oder unbeschnittene Seiten aufzutrennen. Mit diesem Messerchen schneidet er nun eifrig seine Fingernägel, die im Übrigen bereits geschnitten und sauber sind.

»Ja, ich bin Juan de Toñanes«, sagt Juan de Toñanes.

Und dann, mit einem Ton, der Selbstsicherheit beweisen will:

»Was wirft man mir vor?«

»Was sagst du da?«

»Ist das nicht der Grund, weshalb Euer Gnaden hier sind? Um mich festzunehmen?«

Der Mann lacht lange. So lange lacht er, dass sein Begleiter genügend Zeit hat, die Fingernägel seiner linken Hand zu Ende zu schneiden und sich ganz auf die der rechten Hand zu konzentrieren. Oh, man werfe ihm gar nichts vor, fährt er fort, als er des Lachens müde geworden ist. Ganz im Gegenteil: Oben sei man sehr zufrieden

mit ihm. Er hätte mit im Palast sein sollen, hätte hören sollen, wie die Gerichtsschreiber und der Gouverneur, ja der Vizekönig selbst über seine Heldentaten sprechen. Nur deshalb sind sie hier: um ihm für seine allseits bekannten und anerkannten Dienste für die Krone zu danken. Vielleicht sogar, um seine Großzügigkeit auszunutzen und ihn erneut um Hilfe zu bitten. Nur deshalb sind sie von so weit hergekommen. Es ist, das darf er gern glauben, kein Leichtes gewesen, ihn ausfindig zu machen. Wenn er wüsste, wie viele staubige Landstraßen, wie viele große und kleine Dörfer, wie viele Meilen weitab vom Königlichen Weg sie passieren mussten, bis sie diese gottvergessene Schenke haben finden können.

»Meine Hilfe?«, fragt Juan, als wäre es undenkbar, dass seine rauen, von Narben übersäten Hände jemandem von Nutzen sein könnten. »Es tut mir leid, Euer Gnaden sagen zu müssen, dass ich mich schon seit langem nicht mehr auf irgendwelche Abenteuer oder Unternehmungen einlasse.«

Der Mann lacht erneut. Er zeigt auf die unangetasteten Pulque-Krüge.

»Wegen deines Weins sind wir bestimmt nicht da.«

»Euer Gnaden müssen entschuldigen. Hierher verirren sich nur wenige Spanier, die einen guten Wein zu schätzen wissen.«

Er macht eine vage Geste mit der Hand, die irgendwie die ganze Schenke meint. Die Frau, die in der Nebenküche werkelt, und die vier Spieler, die ihre Partie fortzusetzen scheinen, die Fremden jedoch nicht aus den Augen lassen.

»Das kann sich auch ändern. Die Spanier, lass dir das gesagt sein, gehen nicht dorthin, wo es Wein gibt, sondern dorthin, wo es Gold gibt, um ihn sich leisten zu können.«

Während er spricht, nimmt er einen mit Regentropfen überperlten Weinschlauch von der Schulter. Kameradschaftlich reicht

er ihn ihm. Juan hält in kurz in der Hand, kann sich nicht entscheiden, ob er ihn an den Mund setzen oder dem Fremden zurückgeben soll.

»Los, trinkt schon. Ihr seid doch Spanier. Ihr wisst einen guten Wein zu schätzen, oder nicht?«

Schließlich nimmt er einen langen, genüsslichen Schluck. Es ist ein köstlicher Wein, der nicht den kümmerlichen Weinbergen Amerikas abgerungen ist, sondern den Keltereien Kastiliens entstammt. Als er zu Ende getrunken hat, reibt er sich mit dem Ärmel seines Hemds über den Bart und bietet den Weinschlauch dem zweiten Fremden an, vermutlich weil er glaubt, dass dieser Durst haben muss, oder um ihn aus seiner Lethargie zu reißen. Der Mann scheint seine Geste nicht einmal zu bemerken. Er spielt weiterhin mit seinem Messerchen herum, unberührt von allem, was an diesem Tisch getan oder gesagt wird.

»Also gut, was soll ich für den Vizekönig tun?«, wagt Juan, gestärkt vom Wein, zu fragen.

Der Mann zuckt zusammen. Der kleine Dolch stoppt mitten in der Bewegung, als hätte jemand etwas Unhöfliches getan oder gesagt. Der andere antwortet eilig, versucht die Frage ungeschehen zu machen. Wer hat das gesagt? Hat er oder vielleicht sein Begleiter gesagt, dass der Vizekönig höchstselbst ihn um etwas bittet, dass er ihn für etwas braucht? Will er andeuten, dass der Vizekönig ein Bettler ist, der von seinen Untertanen eine Wohltätigkeit erbettelt? Der Vizekönig, das soll ihm gesagt sein, bittet ihn um nichts. Um gar nichts. Sie sind einzig und allein hier, um ihm eine Einladung zu überreichen. Man könnte es auch eine Mission nennen, wenn diese Mission denn in irgendeiner Akte oder irgendeinem Gedächtnis verzeichnet wäre oder wenn jemand sie in Auftrag gegeben hätte oder unterstützen würde. Dem ist aber nicht

so, also ist es auch keine Mission: Damit das klar ist. Andererseits wird der Vizekönig ihn mit Gold überhäufen, wenn er sie erfüllt. Also könnte man sagen, dass es eine Mission ist, wenn er sie erfüllt, und keine Mission ist, wenn er, Gott bewahre, scheitert. Doch selbst dann könnte man nicht von einer Mission im strikten Sinne sprechen, denn einer Mission, wenn sie erfüllt ist, rühmt man sich für gewöhnlich in Schenken und Häfen und auf den Fluren von Palästen und Festungen, und über diese Angelegenheiten darf er nicht sprechen, so unterschiedlich und zahlreich auch diejenigen sein mögen, die ihn danach fragen werden. Nicht einmal im Beichtstuhl. Wenn Gott doch alles weiß, was wir tun, wieso es ihm noch einmal sagen, und wenn er es nicht weiß, wieso sollte man ihn dann Gott nennen, findet er nicht?

Juan nickt. Er stimmt zu, das findet er auch, ohne zu wissen, worin er zustimmt und was er findet. Diese Antwort scheint die Fremden zufriedenzustellen. Der Erste redet weiter, jetzt wieder ruhiger, und der andere widmet sich erneut seinen Fingernägeln. Im Licht des Feuers glitzert die Klinge des Messerchens zwischen seinen Fingern, als wäre dort eine winzige Sonne. Und nun, sagt sein Gefährte, nachdem diese Fragen geklärt sind, im Wissen darum, dass die Angelegenheit verstanden wurde, können sie, der Einfachheit und Didaktik halber, die Mission eine Mission nennen. Und sie können sogar sagen, dass es der Vizekönig ist, der sie anordnet, auch wenn dies übertrieben wäre, ja eine Lüge. Was der Vizekönig will, wenn der Vizekönig denn etwas wollen würde, ist ganz einfach, sagt er, nun wieder lachend. So einfach für einen Mann von Eurer Erfahrung, dass es fast lachhaft ist. Er muss lediglich einen bestimmten Indio finden, irgendwo in der Gran Chichimeca. Ihn finden und seiner Herrschaft ein Ende setzen, man habe nämlich einsehen müssen, dass dieser Indio, erklärt er,

sich unter den Wilden ein gewisses Ansehen verschafft habe. Man wisse, dass die Gran Chichimeca ein wilder Ort ist und außerdem, wie der Name schon sagt, sehr groß. Man wisse, dass es ein erbarmungsloses Stück Erde ist, das den Degen so mancher nicht so mutiger und nicht so beherzter Männer zum Zittern bringt: ein Ort, den die Azteken, so blutrünstig sie auch waren, selbst gefürchtet haben. Vielleicht ist Juan ja nicht entgangen, dass *chichimeca* auf Nahuatl »dreckiger, unzivilisierter Hund« bedeutet, erklärt er. Man wisse aber auch, dass jemand, der als junger Mensch an der Belagerung von Mexico-Tenochtitlan beteiligt war, jemand, der sein Schwert für Cristóbal de Olid in den Hibueras und für Nuño de Guzmán bei der Eroberung von Nueva Galicia geschwungen hat, jemand, der in kriegesischen Gefilden so viele und so gute Indiosklaven gefangen hat, sich nicht davon oder auch von nichts anderem abschrecken lässt.

Juan antwortet nicht gleich. All diese Dinge hört er sich schweigend an, aus einer gewissen Distanz, als handelte es sich nicht um Ereignisse seines Lebens oder als gehörten sie zur Vergangenheit einer anderen Person. Gewissermaßen ist es auch so. All das, wovon der Fremde erzählt, scheint einem anderen Menschen widerfahren zu sein. Es fällt schwer, in Juan einen Soldaten zu sehen, ihn sich mit Helm und Hakenbüchse vorzustellen, mit eigenem Pferd und eigener Kriegsbeute. Man würde meinen, er hätte schon immer Pulque in Kalabasseschälchen und Maistortillas serviert in dieser Schenke, die langsam vor sich hin rottet am Ende der Welt.

»Dieser Indio, ist das ein Chichimeca?«, fragt er mit einer Stimme, die vielleicht klingen soll wie die eines Soldaten.

»Nein. Er ist hier aus der Gegend. Ein Tlaxcalteke, glaube ich.«

Juan neigt den Kopf zur Seite. Er reißt ein Stück kalte Tortilla

ab und stopft es sich in den Mund, als hätte die Erwähnung des Krieges ihm seinen Appetit oder Wagemut zurückgegeben.

»Dann ist Eure Arbeit längst getan.«

»Wie meint Ihr das?«

»Es gibt nur eines, was die Chichimeken noch mehr hassen als einen Christen: einen Tlaxalteken. Also könnt Ihr davon ausgehen, dass Euer Indio bereits tot ist.«

Plötzlich hebt der zweite Fremde den Blick von seinen Händen und seinem Dolch. Er hat blaue Augen und die sind tot, oder zumindest kommen sie dem, was Juan vom Tod weiß, sehr nahe. Es sind Augen, die den Horror erst dann betrachten, wenn er zu einer Zahl geworden ist, zu einer Gedenkschrift oder einer Akte. Augen, die allenfalls das Blut einer missglückten Rasur gesehen haben, und vielleicht ist ihr Besitzer es deshalb leid, aus seiner Schreibstube heraus das Blut anderer zu fordern, ohne zu begreifen, was er da tut.

»Dieser Indio nicht«, sagt er, und seine Stimme ist so hart und selbstgewiss, dass sie als Beweis genügt.

Eine Zeitlang sagt niemand etwas. Der Fremde konzentriert sich wieder auf seinen Dolch und seine makellosen Fingernägel, und der andere sieht Juan an, als warte er auf etwas. Zu hören ist aber lediglich das Klatschen von Karten auf Holz und das Plätschern von Wasser auf Wasser hinter ihm, das Klappern von Steingut und Gefäßen in der Nebenküche, wo es eigentlich nichts abzuwaschen gibt.

»Was hat denn dieser Indio getan, an dem Euer Gnaden ein solches Interesse zeigt? Hat er eine Zofe geschändet? Eine Kirche niedergebrannt? Hat er versucht, dem Vizekönig höchstselbst die Gurgel durchzuschneiden?«

Der erste Fremde schüttelt den Kopf, ohne dass sein Lächeln

ganz erlischt. Die Gründe sind nicht wichtig, sagt er. Die Gründe werden sie ihm nicht nennen, sagt er, dafür haben sie tausend goldene Gründe für den, der ihn aufspürt, und jedem dieser Gründe ist das Bildnis Ihrer Majestät Karl V. aufgeprägt, den Gott beschützen möge. Das Gold kommt von oben, sagt er, und auch die Befehle kommen von oben, und die da oben irren sich nie, und wenn sie sich irren, dann kriegen die von unten es nicht mit. Sollte er also die Mission annehmen, diese Mission, die streng genommen keine Mission ist und die auch keiner anordnet, wird er die Erklärungen vergessen und sich mit dem Gold begnügen müssen. Und Gold, fügt er, ermutigt von der erneuerten Aufmerksamkeit, mit der Juan ihn ansieht, hinzu, vermag Dinge, die man kaum für möglich hielte. Eine ausreichend große Zahl von Dukaten kann aus der heruntergekommensten Spelunke eine florierende Schenke machen, vielleicht direkt am Rand des Königlichen Wegs; eine Schenke mit einer Poststation und reichlich Wein und christlicher Kundschaft, in der es nicht durchs Dach tropft, in der nicht eine indianische Dienstmagd hinterm Tresen stehen, sondern hübsche kastilische Frauen ohne Scham und Schande die Getränke servieren.

Juan betrachtet einige Augenblicke den Mund, dem diese Worte entschlüpft sind.

»Das ist kein Dienstmädchen«, sagt er schließlich. »Das ist meine Frau.«

Angespannte Pause.

»Und wie ich Euer Gnaden bereits sagte, widme ich mich schon seit längerem nicht mehr der Jagd von Indios.«

Die Stimme will Respekt gebieten, bittet aber nur um Entschuldigung.

»Verstehe«, sagt der zweite Fremde und steckt den kleinen Dolch in die Scheide.

Die Männer erheben sich langsam, als wollten sie Juan Zeit geben, es zu bereuen. Doch Juan bereut es nicht, und falls doch, wagt er es nicht auszusprechen. Auch er steht auf, langsam und mühselig, vielleicht, um es ihnen nachzutun, vielleicht auch, weil all die Jahre mit dem Schwert nicht spurlos an ihm vorübergegangen sind.

Bevor sie sich zur Tür begeben, richtet der zweite Fremde seine blauen Augen noch einmal auf Juan. Sie werden drei Tage im Dorf bleiben, sagt er. Nicht eine Stunde länger. Bis dahin hat er Zeit, seine Meinung zu ändern. Sagt es und kramt dabei in seiner Rocktasche. Es hat den Anschein, als wollte er ihm die Hand geben, doch er gibt sie ihm nicht. Stattdessen holt er eine Münze hervor und wirft sie in einem verächtlichen Bogen, eine Münze, die golden aufblitzt, bevor sie mit einem weißen Platsch im Pulque-Krug versinkt.

Die Frau eilt ihnen nach zur Tür. Sie hilft ihnen mit ihren Umhängen und Mützen, die durch die Hitze des Feuers fast getrocknet sind. Juan meint einen besonderen Glanz in dem Blick zu erkennen, mit dem sie seine Frau ansehen. Ein Blick, der ihn an die Art erinnert, wie sie die Pulque-Krüge angesehen haben. Die Mais-Tortillas. Die fünf undichten Stellen, aus denen es auf den Grund der vier Zinnkessel tropft.

Juan sitzt wieder am selben Tisch. Die Kartenspieler legen eine Billon-Münze hin, bevor sie aufbrechen, und Juan leert in einem Zug den ersten Pulque-Krug. Die Ehefrau löscht die Kerzen, entzündet die Öllampe und geht hinauf ins Schlafzimmer, und Juan macht sich an den zweiten Krug. Bevor die Ehefrau sich endgültig zurückzieht, wirft sie ihm, die Öllampe in der Hand, von der Treppe aus noch einen Blick zu. Dieser Blick ist eine Einladung,

die Juan nicht zu verstehen vorgibt. Schließlich geht sie. Die Ehefrau verschwindet wortlos, und Juan bleibt unten sitzen. Juan vor einem leeren und einem halbleeren Pulque-Krug. Juan und das Feuer des Herds, in dem sich noch ein letztes Licht hält, Juan und der Hund, der schläft, und der Wind, der jenseits der Dachbalken pfeift, Juan, umringt von Kesseln, auf die die regenlose Nacht noch immer herabregnet.

Die Ehefrau, die nichts mehr gesagt hat, bevor sie ins Bett gegangen ist, und Juan, der auch nichts sagt, während er dasitzt.

Es gibt vieles, was Juan nicht sagt. Er ist ein schweigsamer, kluger Wirt, und aus diesem Grund vielleicht auch ein merkwürdiger Wirt. Nie stellt er Fragen. Er serviert die Getränke und die Tortillas schweigend, ohne die Reisenden zu fragen, woher sie kommen oder wohin sie gehen. Wenn ihn in dieser Welt irgendetwas interessiert, dann ist nur schwer zu sagen, was. Neuigkeiten aus der Hauptstadt oder von der anderen Seite des Ozeans sind ihm egal. Egal sind ihm auch die Gesundheit der Könige und Päpste und ihre Feldzüge. Wenn er etwas gefragt wird, antwortet er stets mit der geringstmöglichen Anzahl an Wörtern, als koste ihn jedes einzelne das Gold, das er nicht besitzt. Natürlich ist das nicht so. Wörter sind kostenlos, und auch der Alkohol, der in dieser Schenke serviert wird, ist fast kostenlos, denn die Kundschaft ist spärlich und arm, und er kann es sich nicht leisten, sie zu verlieren. Manchmal vermietet er zwei feuchte, düstere Zimmer, mit denen sich nur die verzweifeltsten Reisenden zufriedengeben, und auch diese beiden Zimmer, die wie Schiffskojen oder Särge oder Keller sind, bringen wenig ein. Fast alle Gäste sind Indios. Nur gelegentlich findet sich aus Zufall oder Fahrlässigkeit ein spanischer Pilger ein, jemand, der sich in den Bergen verirrt hat oder vom Königlichen Weg abgekommen ist oder von Banditen ausgeraubt wurde oder alles gleichzeitig.

Immer wenn einer dieser Spanier mit den Füßen stampfend auf der Türschwelle steht, weiß Juan nicht, ob er sich freuen oder grämen soll. Wenn diese Sorte von Männern Fragen stellt, dann immer direkt, immer neugierig. Sie gestatten einem keine Ausflucht. Sie wollen zum Beispiel wissen, ob Juan zufällig gegen die Azteken gekämpft hat. Ja, habe ich, antwortet Juan dann in der Hoffnung, diese drei Wörter mögen genügen, und wenn sich herausstellt, dass sie nicht genügen, dann fügt er resigniert das hinzu, was die Reisenden hören wollen: eine Schilderung, die er schon so oft wiederholt hat, dass es nicht mehr seine zu sein scheint. Vielleicht war sie es auch nie. Er erzählt von den Teocallis, auf denen die Azteken ihren teuflischen Kult zelebrierten, den unfassbar vielen Pyramiden aus Totenschädeln, die vor diesen Tempeln errichtet wurden; er erzählt von ihren Kampfkeulen und ihrem Kriegsgebrüll und ihren schrecklichen, mit Federn geschmückten Köpfen. Was er nicht erzählt, was er nie erzählen wird: dass er genau diese Köpfe auch abgetrennt gesehen hat, aufgespießt auf spanischen Schwertern, dass er diese Körper durchlöchert gesehen hat von Hakenbüchsen oder durchbohrt von Lanzen oder bis auf die Knochen abgenagt von Hunden, mit einer Grausamkeit, von der in den Gedenkbüchern und Kriegschroniken nie die Rede ist.

Wenn man ihn nach Nuño de Guzmán fragt, sagt er, dass er ein guter Krieger gewesen ist, der beste von allen, die jemals einen Fuß auf dieses Land gesetzt haben, denn jede andere Antwort würde bedeuten, das Gedenken an dessen zahlreiche Heldentaten zu beschmutzen. Er erzählt nicht, dass er in Nueva Galicia gesehen hat, wie Guzmán Frauen und Kinder ermordet hat, wie er Heerführer tagelang hat foltern lassen, um aus ihnen den Ort herauszupressen, an dem unfassbare Schätze versteckt sind.

Wenn die Reisenden, überrascht, dass er selbst kassiert, ihn

fragen, ob er lesen und schreiben kann, sagt er: So einigermaßen. Er sagt nicht, dass es in seiner Kindheit in einem weit entfernten Dorf in den Bergen Kastiliens einen Pfarrer gab, der ihn trotz seiner Armut genügend schätzte oder genügend Vertrauen in ihn hatte, um ihm Grammatik und etwas Latein und Theologie beizubringen in der Hoffnung, er würde einmal Karriere machen. Er sagt nicht, dass es eine Zeit gegeben hat, in der tatsächlich alles Hoffnung war.

Wenn sie sich nach dem Lohn erkundigen, den er für seine vielen Dienste für die Krone erhalten hat, sagt er, seine Kriegsbeute habe ihm in den nachfolgenden Jahren ein gutes Auskommen beschert. Er sagt nicht, dass er vor Kirchentüren hat betteln müssen, erzählt nicht von dem Hunger, der so schlimm gewesen ist, dass er sogar am Leder seines Brustpanzers genagt hat, nicht, dass er Schweine gezüchtet und Gräben ausgehoben und die Stiefel von Männern geputzt hat, die noch nie mit einer Armbrust geschossen und noch nie in einem Zelt geschlafen haben. Er erzählt nicht – wozu auch – von dem Jahr, das er bei Veracruz verbracht hat, wo er auf Geheiß des Vizekönigs gegen die Hundeplage in den Bergen vorgegangen ist: Kinder und Enkel, ja sogar Urenkel der Hunde, die Jahre zuvor mitgeholfen haben, das Vizekönigreich Neuspanien zu erobern. Er erzählt nicht, wie er sie dieses ganze Jahr über gejagt hat, wie er ihnen den Kopf abgeschnitten und in einen Sack gestopft hat, um sie den Gemeindedienern vorzuzeigen für einen mickrigen Real pro Stück, drei warme Mahlzeiten für jedes Hundeleben. Er erzählt nicht, wie er es auf seiner letzten Treibjagd mit einem sehr alten und deswegen nicht weniger schrecklichen Hund zu tun bekam, dem sich immer noch das eiserne Band seines letzten Herrchens um den Hals zwängte, einem Hund, der vielleicht im Rumpf desselben Schiffes nach Amerika gefahren ist, der